

Mädel ohne Unterschrift, mit einer Mönchspuppe) gerathen, nicht minder gewisse üppig-sinnliche, aber kernhaft naturwahre Frauen-gestalten (wie die Paresseuse und ihr Pendant, die Wäscherin), die dem Meister eigenthümlich sind. Denn wir dürfen nicht verschweigen, daß er, noch so sehr portirt für ehrbare Häuslichkeit, doch gelegentlich den Geschmack seiner Zeit für „freie“ Darstellungen keineswegs verleugnet.

Doch hier machen wir, von Zeit, Stoff und Raum gleichmäßig genöthigt, noch einmal Halt, um uns eine eingehende Betrachtung, wie sich die französische Kunst durch die Revolution und ihre Bändiger bis zu unseren Tagen gestaltet, zum demnächst folgenden Schlusse zu versparen.

(Schluß folgt.)

H. v. Blomberg.

## Ueber die dichterische Behandlung der Thiere.

Daß die Thiere Gegenstand dichterischer Behandlung werden können und vielfach geworden sind, kann nicht befremden; denn die Kunst ist ja überhaupt die Wiedergeburt der gesammten Natur aus dem menschlichen Geiste als Mikrokosmos; sie gründet sich auf ursprüngliche Wesensverwandtschaft des Menschen mit den übrigen Geschöpfen und schließt von diesen keines aus, dem irgend ein Anflug an menschliche Empfindung entlockt werden mag. Weil nun von allen Geschöpfen die Thiere dem Menschen am nächsten stehen, sollte man meinen, sie eigneten sich sogar ganz besonders zu poetischer Behandlung. Da aber neben theilweiser Ähnlichkeit ein wenigstens ebenso großer Abstand des thierischen Wesens vom menschlichen nicht minder jedem Gefühle sich aufdrängt, und sonst zum Wesen des Menschen gerechnet wird, daß er sich über das Thier erheben solle, so wird die Bestim-

mung der Gränze jener Behandlungsfähigkeit und der Art der Behandlung selbst erschwert durch eine gewisse Antinomie unserer Gefühle; und wenn auch die Thiere nie aufgehört haben Gegenstände der bildenden Kunst zu sein, so scheinen sie doch für die Poesie im engeren Sinne, welche mehr die seelische als die leibliche Seite der Natur darzustellen hat, Schwierigkeiten darzubieten. Ob dies bloß für das verständige Bewußtsein der Gegenwart gilt, muß eine geschichtliche Uebersicht der Thierdichtung entscheiden, wobei jedoch die literarischen Data, im Einzelnen als bekannt vorausgesetzt, nach ihrem psychologischen und kulturhistorischen Werthe zusammengefaßt werden müssen.

In solcher Betrachtungsweise setzen wir als die älteste poetische Ansicht und Behandlung der Thiere die *naiv-epische*, deren Beginn noch in die vorgegeschichtliche Zeit und mit dem „Ursprung der Mythologie“ nahe zusammenfällt. (Vergl. die Vorrede und Einleitung des unter jenem Titel erschienenen Werkes von Schwarz.) Der naive Mensch, mächtig aufgeregt durch alle Vorgänge der ihn umgebenden Natur, besonders durch die, von denen sein sinnliches Leben in offenbarster Abhängigkeit steht, schreitet vom anfänglichen dumpfen Staunen dazu fort, jene gewaltigen Wirkungen auf einzelne Ursachen zurückzuführen. Die psychologische Mechanik dieses elementaren Denkens hat Steinthal in seiner Beleuchtung des Kuhn'schen Buches „über die Herabkunft des Feuers“ in einer Weise dargestellt, welcher nichts als eine weitere Anwendung beigelegt werden kann. Eine Reihe objectiver Mittelursachen aufzusuchen hat der Mensch im Drang der Eindrücke weder Fähigkeit noch Bedürfnis; sprungweise denkend greift er nach dem Nächsten, was die Anschauung selbst ihm Verwandtes darbietet. Die Ursachen der Naturereignisse scheinen, aus ihren Wirkungen auf alles Lebendige zu schließen (wie denn die Causalitätsverhältnisse am Thun und Leiden lebendiger Wesen am anschaulichsten hervortreten), auch selbst etwas Lebendiges sein zu müssen. Nun ist zwar, wie Mythologie und Etymologie beweisen, für die älteste Weltanschauung Alles lebendig, d. h. irgendwie beseelt, ein scharfer Unterschied zwischen Organischem und Anorganischem und den verschiedenen Stufen beider noch weniger als heute denkbar; aber Grade

der Lebendigkeit wurden doch unterschieden, und das höchst lebendig Scheinende hatte Anspruch als Ursprung des Uebrigen zu gelten. Jenes wäre nach jetzigen Begriffen der Mensch selbst; aber dieser war in der Urzeit vor lauter Nähe sich selbst noch zu fern, um sein eigenes Object werden zu können, und fühlte sich von der Natur zu übermächtig ergriffen, als daß sie von seinesgleichen hätte beherrscht scheinen können. Dagegen nahm er an den Thieren, von seinem rein sinnlichen Standpunkte aus mit Recht, vielfache Ueberlegenheit an Kraft, Schnelligkeit, Sinnesstärke u. s. w. wahr, ihre Lebensweise war ihm ebenso geheimnißvoll als anschaulich, und unter ihnen gaben sich viele unmittelbar als selbst zu jenen ihm theils nützlichen, theils schädlichen Naturmächten gehörig zu erkennen. Was Wunder, wenn er, a parte und a potiori schließend, auch wo er nicht sichtlich unter dem Einfluß von Thieren stand, die Ursachen alles Naturlebens in Thiergestalten verdichtete und eben damit erdichtete? Thiergestalten also, mehr oder weniger phantastische Auszeichnungen der ihn umgebenden, sind allenthalben die ältesten Gegenstände der Furcht und Verehrung des Menschen, und Reste dieser Vorstellungsweise haben massenhaft, nur im Lauf der Zeit mannichfach von späteren Elementen überwachsen und verkleidet, in Aberglaube und Sage noch des heutigen Volkes ein dämonisches Dasein behalten, und zwar, was wohl zu beachten ist, ursprünglich nicht als heilig oder symbolisch für schon vor ihnen oder neben ihnen bestehende Götter, sondern als die erste Gestalt göttlicher Wesen selbst. — In der Periode, von der hier die Rede ist, kann es sich natürlich nur um die dem Jäger- und Hirtenleben bekanntesten Thiere handeln; das kleinere Gewürm bleibt außer Betracht; einzelne Insecten, besonders geflügelte, mögen schon früh Beachtung gefunden haben; besonders aber eignen sich die Vögel, kraft ihrer freien Bewegung im Elemente der himmlischen Luft, zu Trägern göttlicher Eigenschaften.

Allen diesen Thieren wird nun von der mythischen Phantasie mancherlei angedichtet, aber sie sind darum noch nicht Gegenstand der dichtenden Kunst, auch nicht der volksmäßigsten; die Kosmogonien, in denen Thiere vorkommen, wird darum noch Niemand „Thierdichtung“ nennen. Aber eine Vorberei-

tung der letzteren sind sie insofern, als die Thiere durch ihre Apotheose doch jedenfalls als edel, bedeutsam, dem Menschen ebenbürtig erklärt waren, und es brauchte nur der Ueberfluß, der ihnen dabei zukam, der pathologische Druck, der die Thiermythologie erzeugt hatte, hinweggenommen zu werden, damit rein ästhetische Gefühle Raum gewinnen konnten. Sobald daher beim Erwachen und Fortschreiten der Cultur eine hellere Erkenntniß die dämonisch unnahbaren Thiergestalten in menschenähnlichere Riesen, Helden, Götter umzugestalten anfang, so gewann das Thierleben, von dem Himmel, wohin die göttliche Verehrung es theilweise versetzt hatte, herabgesunken, auf Erden um so bestimmtere Gestalt; die Thiere werden unbefangener beobachtet, und indem der Mensch religiös von ihnen frei wird, werden sie selbst für ihn frei zur Verwendung im heiteren Spiele der Poesie. Während also zu den ersten wahren „Göttern“ die Anfänge der Lyrik als Hymnen sich aufschwingen, macht der auch schon erwachte epische Drang neben den Erscheinungen der Götter auf Erden, in menschlicher und auch noch in thierischer Gestalt, das Leben der Thiere unter sich, in schon mehr verständiger realistischer Auffassung, zum Gegenstand mannichfacher Erzählungen, wie sie noch die heutige Kinderwelt ergößen. Dieser Dichtung liegt freilich schon eine Ahnung menschenähnlicher Regungen und Verhältnisse der Thiere zu Grunde; aber die Vergleichung, auch wo sie uns komisch vorkommt, ist noch durchaus eine unbewußte; absichtliche Belehrung, Anspielung oder gar Satyre auf die menschliche Gesellschaft enthält sie nicht; sie quillt aus dem reinen Behagen am freien Spiel der natürlichen Kräfte des Körpers und der Leidenschaften, welche der Selbsterhaltungstrieb wirklich schon bei den Thieren hervorruft, in größerem Umfang und in weniger geheimnißvoller Weise als gewisse künstlerische und gesellschaftliche Instincte bei einigen sonst den Menschen ferner stehenden Gattungen. — Uebrigens können wir die älteste Form des Thierepos, auch bei den Germanen, nur aus literarischen Trümmern erschließen, und wenn auch ohne Zweifel die meisten begabteren Völker es einst in irgend einer Gestalt besaßen, so bedurfte es doch, um zu einer Kunstblüthe zu gelangen, Bedin-

gungen, die selbst, wo sie sich einmal fanden, nicht von Dauer sein konnten. — Der weiter und länger verbreitete Glaube an Metamorphose zwischen Thier und Mensch durch Zauber- oder Todesgewalt (Seelenwanderung) gehört so wenig zur eigentlichen Thierdichtung als die kosmogonischen Thiermythen, enthält auch bloß die Annahme leichten Gestaltwechsels, nicht einer Gleichheit von Thier- und Menschenseelen; aber er mag uns zur folgenden Stufe der Thierdichtung hinüberleiten, die wir die reflectirend didaktische nennen.

Nachdem schon die erste nur dadurch möglich gewesen war, daß Götter in mehr oder weniger idealisirter Menschengestalt an die Stelle der göttlichen Thiere traten, blieb der große Fortschritt zu thun, den Menschen selbst, als solchen, zum Gegenstand d. h. auch zur Form der Kunst zu machen. Es ist für die psychologische Geschichte der Menschheit ewig denkwürdig, daß dies nur auf dem Umwege durch die Thiere und Götter hindurch möglich war. Unbewußt hatte der Mensch den unsichtbaren Mächten, die als Thiere anzuschauen ihm schon nicht mehr genügte, seine eigene Gestalt geliehet; aber in diesem Bilde erkannte er nun endlich sich selbst, und indem er von den menschlichen Götterbildern das ideale Uebermaaß abzog, ganz ähnlich wie zuerst bei den Thieren, gewann er sich selbst auch für die weltliche Kunst, die allenthalben erst aus der heiligen geboren wird. Aber es ist wiederum ein wichtiges Gesetz der Psychologie, des Einzelnen und der Gesellschaft, daß solche Fortschritte, auch wenn sie im Innern entschieden sind und schon in gewissen Richtungen sich äußern, der Selbsterkenntniß noch längere Zeit verborgen bleiben und nur allmählich sich enthüllen; neben dem neu eingetretenen Element des Seelenlebens dauern die früheren Vorstellungsverbände fort, zuerst in unvermitteltem Widerspruch, dann in theilweiser Auflösung und Verschmelzung, bis zur völligen Ausscheidung des Unverträglichen auf beiden Seiten. Indem der Mensch von den Thieren Götter und von diesen sich selbst unterschied, hatte er mittelbar auch sich selbst von den Thieren unterschieden, und das war ja eben der ganze unermessliche und nie wieder verlierbare Gewinn; aber wie den Göttern, selbst den reinsten der griechischen Plastik, einzelne

Thiere zuerst als untrennbare, dann als schmückende Begleitung anhafteten und noch spät zur conventionellen Stellvertretung dienten, wie ferner die Schöpfungs- und Heldenjagen Götter und Menschen genealogisch zusammenschließen, so konnte auch die Thierwelt nicht mit Einem Schlage von der kaum erstandenen Menschheit losgetrennt werden. Das alte Thierepos, der Kindheit jeder Generation unmittelbar wohlgefällig, und auch den Erwachsenen noch mittelbar, durch die Erinnerung an die eigene Jugend, ehrwürdig, lebte also fort, auch nachdem sich neben ihm das heroische, die Verherrlichung eigentlich menschlicher Thatkraft, erhoben hatte. Aber wenn es sogar jetzt erst seine Blüthe zu entfalten scheint, so lag doch darin gerade auch schon das Vorzeichen seines Verfalls. Es wuchs dem Umfang nach, immer neue „branchen“ (so heißen die Abschnitte des besonders weitläufigen altfranzösischen *Renart*) schlossen sich an, Episoden fügten sich ein; aber diese stoffliche Bereicherung wurde theils durch Hereinziehen menschlicher Motive erreicht, theils auch, wo sie aus der Thierwelt geschöpft war, erkauft mit Verflachung des Inhaltes und Auflösung der Form. Eine strenge „Einheit“ und ein wahrer Fortschritt und Schluß der Handlung kann im Thierepos nie vorhanden gewesen sein; es bestand, wie das heroische, ursprünglich aus Cyklen locker zusammenhängender Lieder, die auch der späteren Hand einzelner Kunstdichter noch verschiedene Anordnung freiließen; aber eine gewisse „Einfachheit“ der Anlage und des Tones war vom Wesen der ganzen Dichtungsart unzertrennlich. Als man daher, nicht damit zufrieden im Thierepos einen Spiegel der überwundenen Naturzustände zu sehen, dasselbe mit nicht mehr unwillkürlichen Beziehungen auf die gleichzeitigen Culturverhältnisse überlud und zu der Mannichfaltigkeit des heroischen hinaufschrauben wollte, konnte nichts als die Unmöglichkeit des Versuches zum Vorschein kommen. Der Kern der Handlung versteckte oder zerbröckelte sich in einer Masse zum Theil sich wiederholender Einzelabenteuer, und aus deren Zwischenräumen blickte immer offener ein moralisch-politischer Sinn und lehrhafter oder satyrischer Zweck als Hauptsache. Nur in der Verkleidung des Märchens konnten einzelne Bestandtheile des großen Ganzen ihr Dasein fristen;

sonst schwand die Lust und Fähigkeit zu naiv erzählender Behandlung des Thierlebens, das Thierepos als Ganzes wird zur Parodie menschlichen Heldenthums oder es zerfällt gänzlich in eine Menge von unabhängigen Thierfabeln. Es mag dies ein Fortschritt heißen, nicht bloß in der schon zu Anfang hervorgehobenen Hinsicht auf die Culturgeschichte im Großen, sondern auch in engerem Sinne, sofern es immer wünschbar und nothwendig ist, daß Triebe und Tendenzen, die nun einmal vorhanden, aber eine Zeit lang gleichsam unter der Oberfläche sich zu halten genöthigt sind, in der Gestalt hervortreten, die ihrer Natur und ihrem Zwecke, der Wahrheit und Schönheit zu dienen, angemessen ist. In dem ausgebildeten Thierepos lag mit dem Keim seines eigenen Verfalls auch der Keim der Fabel, die auf seinen Trümmern sich erheben sollte, und wir müssen sie insofern als eine neue und reinere, relativ berechnete Kunstform begrüßen. Aber ihre Herkunft ist eben doch nur die der Moose und Schlingpflanzen auf Ruinen; sie zehrt auf einem durch Verwesung fruchtbaren Boden und vermag bei allem Wuchern in die Breite nicht sich selbständig in die Höhe zu richten, nie mehr den stämmigen Urwald herzustellen, in welchem ihre Vorgängerin erwachsen war. Ihr Verdienst ist, offen der didaktischen Dichtungsart anzugehören; daß sie damit einen Nachglanz der epischen verbindet, ist in ästhetischer Hinsicht kein Vorzug; beides zusammen aber ist für uns ein Grund, sie von der „Thierdichtung“ im eigentlichen Sinne dieses Wortes auszuschließen, und es handelt sich nur darum, diese Auffassung noch näher zu begründen.

Schon im Thierepos war das Interesse an der Thierwelt, nachdem es zuerst ein objectives (in dem Sinne wie dies Wort von der Kindheit gelten kann) gewesen war, allmählich ein subjectives geworden. Im Wolfe sah man nicht bloß ein kühnes Thier, sondern das Bild eines frechen, gewaltthätigen, oft von seiner Gier verblendeten Räubers (früher nur eines edlen Helden, wie die zahlreichen mit „Wolf“, „Lar“, bei den Griechen auch mit „Löwe“, gebildeten ehrenvollen Eigennamen beweisen), im Fuchse den listigen und schadenfrohen Bösewicht, und es spiegelt sich in der Haupthandlung, dem Kampfe dieser beiden

unter sich, des Fuchses überdies mit den meisten anderen Thieren und der ohnmächtigen Königsgewalt selbst, der auch in der Menschenwelt anfänglich dagewesene Krieg Aller gegen Alle, dann der Kampf der physisch oder geistig Schwächeren mit den Stärkeren, endlich der eines grob sinnlichen mit einem zwar geistigeren, aber ebenso unverbesserlich egoistischen Princip und des letzteren mit den Elementen sittlicher Ordnung. Schon die Annahme eines Thierstaates mit Hofdienst war nicht mehr der Natur entsprechend, sondern bewußte Uebertragung; noch offener wurde mit der mönchischen Buße des Fuchses und ähnlichen Zügen der ursprüngliche Boden verlassen, der allegorischen Reflexion Thür und Thor geöffnet. Der in die Handlung, wenn auch nur untergeordnet und passiv, verflochtenen Thiere wurden immer mehrere, keines zwar ohne irgend welche natürliche Analogie mit menschlichen Charakteren und Situationen, aber auch keines ohne unnatürliche Erweiterung der thierischen Schranken, in viel mehr auffallender und störender Weise, als wenn z. B. allen Thieren menschliche Sprache geliehen wird, was nur die echt dichterische Figur für die wirklich bei ihnen vorhandenen Verkehrsformen ist. — Den Uebergang von dem in seiner Erweiterung sich auflösenden Thierepos zur kurzen Fabel zeigen die mittelhochdeutschen „Beispiele“, wo eine immer noch ziemlich ausführliche Erzählung einer Thiergeschichte mit einer ausgesprochenen oder deutlich sich ergebenden Lehre schließt. Wenn diese auch ohne Zwang aus der Geschichte folgt, so ist doch, daß man sie folgen läßt, bereits ein Beweis, daß man sich über das Thierleben als solches erhoben hatte, und der Schritt nicht mehr weit zu der Fabel, wo die Lehre im Grunde das erste ist, oft auch förmlich vorausgeschickt wird, und die Geschichte bloß als Erläuterung und Bewährung nach sich zieht. Durch die thier-epische Einführung hindurch blickt man jetzt gespannt nur auf den moralisch lehrhaften Ausgang; statt der Breite und Behaglichkeit, welche noch in den „Beispielen“ waltet, verlangt man epigrammatische Kürze, wie sie Lessing bei Aesop musterhaft, bei den Späteren verdorben findet und durch seine eigenen Versuche wiederherstellen will. Die Thiere gelten hier, auch wo sie besser, als oft der Fall ist, zum Zweck der Lehre

gewählt sind, in allgemein bewußter Annahme nur noch als stellvertretende Masken menschlicher Persönlichkeiten, was sie im späteren Thierepos noch nicht durchgehend gewesen waren. Was also eine sehr weit gehende Vermischung thierischer und menschlicher Natur scheint, ist vielmehr eine ebenso starke Unterscheidung beider. Daß man trotzdem bei der Thierform stehen bleibt, beruht zwar zum Theil darauf, daß sie von der epischen Zeit her noch mechanisch geläufig war, mehr aber auf den dynamischen Gründen, daß man einerseits wirklich auch mit dem Lehrgehalt innerhalb der niederen Moral stehen blieb, diese aber, da man sie immerhin nothwendig fand, um so eindringlicher zu machen glaubte, indem man sie als gleichsam schon bei den Thieren (über denen man doch stehen wollte) gültig nachwies.

Hiermit ist der Lebensnerv der Thierfabel, ihre Stärke und Schwäche zugleich, berührt. Sie leidet an dem Hauptgebrehen, welches sich vom künstlichen Thierepos auf sie vererbt hat. Will sie Poesie bleiben, wenn auch nur didaktische, so darf sie, trotz ausgesprochener Allegorie, die Thiere nie zur bloßen Form erstarrten lassen, weil sie dadurch die Illusion, die sie doch zum Theil noch beansprucht, selbst zerstört. Sie darf den Thieren mancherlei Menschliches andichten, sofern nur ein Analogon dafür sich an ihnen nachweisen läßt; aber was sich von dieser Art wirklich findet, genügt dem Interesse einer feineren Didaktik, wie sie wenigstens die neuere Zeit verlangt, nicht mehr, und es ist schwerlich zufällig, obwohl noch von keinem Literaturhistoriker (unseres Wissens) erklärt, warum gerade seit Lessings Reform, trotz derselben oder vielleicht gerade wegen ihr, die Thierfabel von keinem unserer neueren Dichter angebaut worden, vielmehr so viel als abgestorben ist. Muß es aber nicht der Tod einer Kunstform sein, wenn Inhalt und Form, Zweck und Mittel bei ihr in so unversöhnlichem Widerspruche stehen, wie es bei der Fabel der Fall ist, welche keinen Schritt zur Erhöhung des moralischen Interesses thun kann, ohne das ästhetische (der Wahrscheinlichkeit und individuellen Lebendigkeit) zu verlegen, dem letzteren nicht genügen kann, ohne das erstere herabzudrücken? Was die Thierfabel roher Zeitalter lehren konnte und

im Grunde immer nur gelehrt hat, die allgemeinsten Regeln einer nüchternen Moral, oft nicht einmal das, sondern zweideutige Maximen der sogenannten Lebensklugheit, wie das ursprünglich ebenfalls an einen Einzelfall angelehnte Sprichwort jetzt meistens in der knappsten Form sie darbietet, — all das ist heutzutage so allgemein bekannt und veraltet, daß es durch Thiere keinen neuen Reiz gewinnen kann; die Individualisirung, die wir jetzt für diesen Stoff verlangen, wenn er uns noch ansprechen soll, ist, wenigstens für die Poesie im engeren Sinne, nur noch im Reich menschlicher Zustände und Charaktere selbst zu finden. Die zeichnende Kunst besitzt für dieses Gebiet noch eigenthümliche und weniger erschöpfte Mittel, und doch glänzt die bedeutendste Leistung der Neuzeit in dieser Richtung, Kaulbachs Reineke Fuchs, offenbar mehr dadurch, daß Menschliches in die Thiere hineingelegt, als daß es in ihnen gefunden wird. Man geht bei dieser Thiermalerei davon aus, daß gewisse menschliche Physiognomien mehr oder weniger an thierische erinnern, nicht so fast umgekehrt von der nur einem weiteren Blicke wahrnehmbaren Verklärung des Ausdrucks durch die Reihe der Thiere herauf; diese letztere Betrachtung war der komisch-satyrischen Richtung des späteren Thierrepos wenig angemessen und ist mit der ersteren keineswegs dasselbe. Es bleibt dem Genie und Geschmack des bildenden Künstlers überlassen, wie weit er mit jenen Ähnlichkeiten über die Natur hinausgehen, deren zufälliges Spiel zu gesellschaftlichem Gepräge erheben kann und will; im Allgemeinen wird für ihn wie für den Dichter die Richtschnur gelten, daß die Thiere ein ihnen geliebtes Maaß von Menschlichkeit gerade so weit in sich aufzunehmen und gleichsam wieder auszustrahlen vermögen, als umgekehrt der Mensch seinerseits mit einem gewissen Maaß von Thierheit behaftet ist. Das ist nun leider immer noch der Fall; das Thier im Menschen ist der Complex der niederen Triebe und Leidenschaften (die sich eben auch in Gesichtszügen am meisten ausprägen), der bornirten Ansichten, närrischen Gewohnheiten; so lange also diese nicht überwunden sind, mag auch die Thierfabel fortleben. Aber sie wird zuletzt doch immer verflachen oder verarmen; denn jenes thierische Gebiet im Menschen ist eben der „allgemeine“ Boden,

auf welchem das „Gemeine“, nicht aber feinere Individualität sich findet, die auch in ihren Verirrungen noch ein edleres Ziel verräth. Es ist ein bekannter Satz der Anthropologie, bestätigt durch die Kenntniß der Naturvölker: Je näher dem Thiere, desto weniger Individualität, und umgekehrt. Daß die Fabel uns fast ausschließlich nur Fehler und Schwächen, nicht Vorzüge der menschlichen Natur zeigt, ist zwar bezeichnend, würde aber für sich allein ihren ästhetischen und moralischen Werth nicht schmälern, wenn nicht damit, daß sie uns dieselben am Beispiel von Thieren zeigt, zugleich die Beschränkung verbunden wäre, sie überhaupt nur in ihrem Dasein statt in ihrer Entstehung und Bekämpfung, unter gewöhnlichen statt unter selteneren Bedingungen zeigen zu können. Das stimmt ganz mit dem zusammen, was, nach Lessing und Herder, in der Poetik überhaupt als das Wesen der Fabel angegeben wird, daß sie durch die größere Einfachheit, Festigkeit und Bekanntheit der Thiercharaktere und der Naturordnung, in der sie sich bewegen, jene anschauliche Kürze erreiche, womit die Handlungsweise der Subjecte in der gegebenen Situation als nothwendig erscheine und eben dadurch sich zur Lehre eigne. Das ist gewiß richtig: wenn man durch möglichst kurze Erzählungen belehren will und wenn es eine Kunstform dafür gegeben hat und noch ferner geben soll, so kann es nur die Thierfabel sein; aber wenn sie ein relativer Fortschritt über das reflectirte Thierepos war, so war es nicht minder ein solcher, wenn schon in den „Beispielen“ des Mittelalters und in neuerer Zeit von mehreren Dichtern in diese lehrhaften Erzählungen neben oder statt der Thiere entweder geradezu Menschen oder nach der anderen Seite sogar Pflanzen, Elemente und noch leblosere Dinge als Subjecte eingeführt wurden. Die Belebungs- und Personifikationsfähigkeit der Poesie ist schrankenlos, und gewisse Beziehungen des Menschenlebens, darunter manche feinere und tiefere, scheinen allerdings (merkwürdig genug!) in der vegetabilischen und sogar in der anorganischen Natur noch sprechendere Parallelen zu finden als in der Thierwelt.

Ist denn nun die Thierdichtung für alle Zeiten versiegt oder nächstens zu versiegen bestimmt? Als besondere Gattung der

Poesie, und zwar der epischen oder didaktischen in der bisherigen Weise, ohne Zweifel. Aber damit ist nicht gesagt, daß die Thiere auf keinerlei Weise poetisch behandelt werden können; sie werden nur des Vorrechts beraubt, die ohnehin für sie undankbare Rolle von Menschen zu spielen, und ihrer wahren Natur endlich zurückgegeben. In dieser Stellung nehmen sie unter der Gesamtheit der Geschöpfe einen ehrenvollen Rang ein und werden nie aufhören, für lyrische Dichtung fruchtbares Motiv, gelegentlich wohl auch Gegenstand ausführlicherer Schilderung zu werden, wie sie es neben der eigentlichen Thierdichtung stets gewesen sind. Schon das Buch Hiob enthält Proben solcher Behandlung; Homer entnimmt eine Menge seiner herrlichsten Bilder einer von mythologischen Ansichten ganz unabhängigen Beobachtung des Thierlebens; das deutsche Kinderlied unterhält sich mit den Thieren und deutet ihre Sprache, ohne ins alte Epos zurückzufallen, und neuere Dichter haben bald die trauliche (Hebel, Usteri), bald die wilde Saite (Chamisso, Freiligrath) glücklich angeschlagen. Der Natursinn, der dazu gehört, steht der ersten Stufe der Thierdichtung näher als der zweiten, unterscheidet sich aber auch von jener bedeutend. Seine Objectivität ist eine viel reinere, weil durch die dualistische Reflexion hindurchgegangen und gleichsam wiedergeboren, und wenn wir die beiden ersten Stufen unter dem Ausdruck „idealistisch“ zusammenfassen können, so gebührt der Name „realistisch“ einer dritten, wo sich erst auf dem entschiedenen Bruche zwischen Thier und Mensch die Möglichkeit öffnet, beiden Theilen nach ihrer Art vollkommen gerecht zu werden und jenes wahrhaft gemüthliche und eben dadurch auch poetische Verhältniß zwischen ihnen zu begründen, von dem der Dichter sagt:

... „Bergönneſt mir in ihre tiefe Bruſt  
 Wie in den Busen eines Freundes zu schauen.  
 Du führſt die Reihe der Lebendigen  
 An mir vorbei und lehrſt mich meine Brüder  
 Im feuchten Buſch, in Luſt und Waſſer kennen.“

Durch die universale Richtung der neueren Naturforschung ist auch über der Thierwelt manch neues Licht aufgegangen, welches durch das Mittel der allgemeinen Bildung auch der

Poesie zufließen muß. Je allseitiger und im Einzelnen gründlicher man die Thiere beobachten gelernt hat, um so mehr erkannte man, daß sie im großen Ganzen und wieder in kleineren Gesamtheiten eine vollkommene Welt für sich seien, würdig und anziehend als solche behandelt zu werden, weder fähig noch bedürftig einer Ausstattung mit menschlichen Thaten. Vergleichung mit den Menschen drängt sich auch jetzt noch allenthalben auf, aber ihrer Schranken bewußt, wird sie humoristisch und bedient sich der derberen Formen früherer Thierdichtung nur in sublimirter Gestalt zu neuem Bildungstoffe. — Erst seit die Wissenschaft den Thieren wie den Pflanzen eine Geographie und, man darf fast sagen, auch eine Geschichte geschaffen hat, wie dem großen Erdkörper selbst, den sie mit uns bewohnen, erst seitdem muthen sie uns heimathlich an, und Werke wie „Das Thierleben der Alpenwelt“, die „Naturstudien“ von Martins, „Die Vögel“ von Brehm u. a. zeigen, daß auch in prosaischer Form, durch Verbindung populärer Wissenschaft mit Illustrationen, die Thierwelt sich mit poetischem Duft umgeben läßt. In Novelle und Roman können Hausthiere zur Scenerie, auch zu einzelnen Charakter schilderungen mithelfen; als sentimentale Motive werden sie kaum anders als in komischer Weise vorkommen\*). Erzählungen von merkwürdigen Thier-Exemplaren gehören mehr in die Naturgeschichte und Psychologie als in die Poesie. — Nationale Verschiedenheiten in der dichterischen Behandlung der Thiere sind, soweit sie nicht mit weltgeschichtlichen Culturstufen zusammenfallen, von vornherein unwahrscheinlich und werden sich kaum aufweisen lassen. Den Thieren gegenüber erscheint die Menschheit in geschlossener Reihe; vor

\*) In seiner neuesten Novelle: *Annina* hat Paul Heyse ein treffliches Beispiel für die Mitwirkung der Thiere bei den Herzensereignissen der Menschen gegeben. Er führt das Thier ganz realistisch als ein Glied in die Kette der causalen Erscheinungen ein, aber mit feinem Tact und Maß; denn es leistet, neben einem gewissen Grad von gleichsam symbolischer Theilnahme, so viel und nur so viel wie sonst etwa, und in dieser Erzählung selbst, auch Wind und Wetter leisten. Der komische Anstrich, welcher die Action der Thiere hier immer begleitet, dient nicht bloß ihrem Auftreten zu einem ästhetischen Freipaß, sondern auch zu einer gewissen Lindigkeit der Stimmung für das Ganze, besonders in der Wiedererinnerung nach dem Lesen. M. L.

jener tieferen Differenz gegen außen müssen alle inneren verschwinden. Das Thierepos kann nicht den Germanen allein zugeeignet werden, obwohl seine literarische Gestalt am vollständigsten und auch sonst Sinn für ähnliche innigere Naturanschauung bei ihnen in höherem Maße sich erhalten hat, als bei den Romanen. Auch den Fabeln der Inder, der griechischen *Batrachomyomachie* und den „Vögeln“ des Aristophanes werden naivere Thiergedichte vorausgegangen sein. Die didaktische Fabel selbst ist vollends kosmopolitisch, resp. urgemeinam orientalisches, wie die meisten Culturelemente (vergl. Eberts Jahrbuch f. roman. u. engl. Lit. 3, 74). Zur Ausprägung feinerer Geistesunterschiede, wie doch die nationalen sind, in der Behandlungsweise des gleichen Stoffes boten eben die Thiere keine Möglichkeit. Intimere Verhältnisse einzelner Völker zu gewissen Thieren gehören durch ihre geographischen Bedingungen zu den möglichen Gegenständen jener realistischen Thierdichtung.

E. Tobler, Dr.

---

## Ueber Charakteristik der Sprachen.

(August Schleicher, Die deutsche Sprache. Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag. 1860.)

---

Wir sind von der Logik, von allen Classificationen und Genealogieen her gewöhnt, uns einen idealen Raum zu construiren. Wie wir nun z. B. die Lage einer Stadt auf der Erde jemandem auf der Landkarte zeigen können und damit zugleich stillschweigend über Klima, Möglichkeit zu weltgeschichtlicher Bedeutung, und was sonst noch von dem Boden abhängt, eine bestimmte Belehrung gewähren: so können wir auch auf einer idealen Sprach-Karte, einem orbis linguarum, die Lage einer Sprache bezeichnen und so mit einem Schlage die wesentlichsten Aufschlüsse über ihre Form geben. — Wenn ferner die Sprache selbst wieder in einem größeren Kreise gleichartiger Erscheinungen